



Hans Christoph Buch

Das rollende R der Revolution

Lateinamerikanische Litanei



zu Klampen!



Hans Christoph Buch

Das rollende R der Revolution

Lateinamerikanische Litanei

zu Klampen! 

© 2008 zu Klampen Verlag · Röse 21 · D-31832 Springe
info@zuklampen.de · www.zuklampen.de

Umschlag: Matthias Vogel (paramikron), Hannover

Umschlagfotos: © Meddy Popcorn und

Christof Lippmann - Fotolia.com (U1); privat (U4)

Satz: thielen VERLAGSBÜRO, Hannover

(Gesetzt aus Sabon und The Sans Bold)

1. digitale Auflage: Zeilenwert GmbH 2014

ISBN 9783866743427

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen

Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de>
abrufbar.

Inhalt

Titel

Impressum

Hans Christoph Buch

Editorische Notiz

Prolog

»Drei Mohren«

I. Haiti und kein Ende der Gewalt

Ein See ohne Namen oder die hundert Tage des Gérard
Latortue

Wer erschöß Urano Bacellar?

La misteriosa señora Lehmann

Erstaunliche Reisende

II. Kuba und kein Ende der Diktatur

Nur die Cuba-Sí-Fraktion sagt Ja zu Kuba

Blumen an Stalins Grab: Zum Che-Guevara-Kult

Herren der Finsternis: Fidel Castro und Augusto Pinochet

Lob des Elfenbeinturms

Nach mir die Sintflut

III. Poeten und Diktatoren. Literaturbericht (1)

Späte Wiedergutmachung

Anleitung zum Tyrannenmord

Fünf Stück Zucker

IV. Bananenrepublik ohne Bananen

Hurrikan Hugo oder die Stille im Auge des Sturms

Nachtrag: Achse der Guten?

Von der Tragödie zur Farce: Nicaragua revisited

Zwischen Narco-Ästhetik und Para-Politik: Kolumbien am Scheideweg

Die Tochter des Philosophen und der Bruder des Nobelpreisträgers

V. Die Konquistadorin. Literaturbericht (2)

Sisyphus in der Karibik

Transzendente Obdachlosigkeit

Ja, ja – nein, nein!

VI. Nachrichten aus Nord und Süd

Blick zurück nach vorn: Chiles Intellektuelle und die Schatten der Vergangenheit

Michelle Bachelet, die Mater Dolorosa der Nation

Die Farm am Ende der Welt. Impressionen aus Feuerland

Pancho Villa reitet – Mexikos permanente Revolution

Epilog

Natur, diese ewige Antike und Moderne zugleich

Fußnoten

Hans Christoph Buch, Jahrgang 1944, Erzähler, Essayist und Reporter, lebt, wenn er nicht gerade auf Reisen ist, in Berlin.

In den vergangenen Jahren sind von ihm erschienen: »Blut im Schuh« (2001), »Wie Karl May Adolf Hitler traf« (2003) und, bei zu Klampen, »Standort Bananenrepublik« (2005) sowie »Black Box Afrika. Ein Kontinent driftet ab« (2006).

Editorische Notiz

Die in Zeitungen oder Zeitschriften (*Frankfurter Allgemeine Zeitung, DIE ZEIT, Die Welt* u. a. m.) erschienenen Beiträge des Bands wurden für die Buchveröffentlichung vom Autor überarbeitet, aktualisiert und, je nachdem, erweitert oder gekürzt.

PROLOG

*DREI MOHREN stehn im felde
und pflücken reis und tee,
doch auf der hazienda
schlürft ein tyrann café.*

*er schwitzt in weißem leinen
so manchen liebe Traum
und voll von ordenssternen
schwankt sein bananenbaum.*

*creolin auf veranda
mit fächer vor dem mund,
lacht ihr creolenlächeln
ins aug dem schweinehund.*

*der ara in den zweigen
kennt weder moll noch dur,
er lallt aus lila lunge
hinaus in die natur.*

*die mohren sind erschöpft
vom heißen sonnenbrand,
sie trinken kühlen branntwein,
den flachmann in der hand.*

*der obrist siehts, er wütet,
wirft tassen an die wand –
ein schreckensbarbarossa
aus portugiesenland.*

*da, plötzlich auf der mauer,
erscheint in blanker schrift:
kreuz mene tekel pharsin,
mann, im kaffee war gift!*

*der obrist sehr erbleichet,
noch blasser als die wand:
soll ich denn nimmer sehen
den heimatlichen strand?*

*die mohren hörns und kichern
in bittrem tee und reis;
im busch erklingt die trommel,
erzählt vom paradeis.*

*creolin geht zum geldschrank,
sie kennt das kosewort,
der taumelnde haziendero
verschließt sich im abort.*

*das hat ein ara gesungen,
rebellischer papagei,
sein buntes lied der arbeit
macht alle menschen frei.*

H. C. Artmann

Nein, dies ist nicht die Kurzfassung eines Romans von Gabriel García Márquez – das Gedicht von H. C. Artmann stammt aus den frühen siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als der Siegeszug des Weltbestsellers »Hundert Jahre Einsamkeit« gerade erst begann. Alle Ingredienzien des Exotismus, der Lateinamerikas Literatur so unwiderstehlich erscheinen ließ, sind hier auf kleinstem Raum versammelt: Sex und Gewalt, menschenverachtende Sklaverei, schnöde Tyrannei und gewalttätige Revolution –

nicht zu vergessen die verführerische Kreolin, die dem Kolonialherrn das Gift kredenzt: ein berauschender Cocktail, der, damals wie heute, süchtig machte nach mehr.

Das Paradox liegt darin, daß H. C. Artmann, kosmopolitisch und polyglott wie kaum ein anderer Dichter, nie in Lateinamerika gewesen ist. Im Gegenteil, der Wiener Dandy, der sich gern als Schotte oder Ire kostümierte, ein weltreisender Gentleman wie Sir David Lindsay bei Karl May, war fest im Boden seiner Heimatstadt verwurzelt, der er in seinen Dialektgedichten »med ana schwaozzn dintn« ein Denkmal setzte. Artmann war ein Heimatdichter, der im Heißluftballon der Phantasie ferne Länder überflog, ohne seinen Stammplatz im Café Hawelka oder bei Pieper am Nollendorfplatz zu verlassen – später kamen Salzburg und Graz, Dublin und Rennes als Wohnorte hinzu. Zwar hatte er Lorca, Calderón und Quevedo übersetzt, aber das heißt nicht, daß Artmann fließend spanisch sprach und die im Gedicht geschilderte Welt mit eigenen Augen gesehen hat. Als er mich 1964, von Malmö kommend, in Kopenhagen besuchte und keiner sein holpriges Dänisch verstand, schüttelte er verächtlich den Kopf und murmelte: »Die sprechen a ganz a verdorbenes Dänisch hier.« Eine unfreiwillige Bestätigung seiner Theorie des poetischen Akts, der Artmann zufolge darin besteht, daß man »Dichter sein kann, ohne irgend jemals ein Wort geschrieben oder gesprochen zu haben«.

Die Bevorzugung der mündlichen vor der schriftlichen Sprache zeigt sich auch darin, daß der Autor abwechselnd *Café* und *Kaffee* schreibt und den Leser im Unklaren läßt, ob die Kreolin ein Kosewort oder ein Codewort benutzt, um den Geldschrank zu öffnen. Der paßt genauso wenig ins koloniale Ambiente wie der Flachmann, aus dem die Mohren Schnaps trinken: gezielte Verstöße gegen die Logik des Texts, die wie die bei Artmann häufigen Anachronismen Markenzeichen seiner Dichtung sind.

H. C. Artmann war in vielen Sprachen und Kulturen zu Hause, aber was ihn fasziniert hat, war nicht die sogenannte Realität, sondern deren Surrogat, bestehend aus Versatzstücken der Trivialliteratur, aus Filmen und Comic Strips – von Micky Maus über Sherlock Holmes bis zum Raumschiff Enterprise. Solche zu Klischees erstarrten Fragmente abgesunkenen Kulturguts hat er neu zusammengesetzt zu Sprachkunstwerken, die über die bloße Parodie hinaus ein überraschendes Eigenleben entfalten – das vorliegende Gedicht ist das beste Beispiel dafür.

Doch Artmann begnügt sich nicht damit, satirische Funken zu schlagen, indem er triviale Erzählmuster aufgreift und in ungewohnte Zusammenhänge transponiert: Im Bild des rebellischen Ara hat der Dichter sich selbst porträtiert und zugleich den revolutionären Zeitgeist der siebziger Jahre *ad absurdum* geführt, indem er den Papagei die »Internationale« trällern läßt: »das bunte lied der arbeit/macht alle menschen frei« – eine vergnügliche Pointe, die Artmanns literarisch-politisches Credo: »ein brechmittel der linken, ein juckpulver der rechten«, adäquat illustriert.

Postskriptum

Das Gedicht vollführt eine doppelte Bewegung: Die Klischees der Exotik, die sich bekanntlich auf Erotik reimt, werden im gleichen Atemzug bestätigt und entzaubert, indem der Dichter sie durch Parodie unterläuft. Artmann nimmt ein Paradigma aufs Korn, das unsere Wahrnehmung Lateinamerikas ein Vierteljahrhundert lang prägte, von Anfang der siebziger bis Mitte der neunziger Jahre. Im Vergleich zum schwierigen Interessenausgleich und langweiligen Parteienproporz moderner Industriestaaten schien in der Dritten Welt die Welt noch in Ordnung zu sein, weil Gut und Böse aus antiimperialistischer Sicht klar

zu unterscheiden waren: Rechte Todesschwadronen folterten und mordeten im Auftrag einer moralisch verkommenen Supermacht, linke Guerilleros hingegen waren edelmütig, hilfreich und gut und töteten nur dann, wenn der Feind sie dazu zwang. Die Gewalt, die den Europäern erspart blieb, delegierten diese stellvertretend nach Lateinamerika, wo sie sich ungebremst austoben durfte – je schlimmer, desto besser: Die Revolution war ein blutiges Steak vom Holzkohlengrill, scharf angebraten und noch schärfer gewürzt. Daß sie auf dem Rücken der Bevölkerung ausgetragen wurde, und daß linker Terror sich in seinen Auswirkungen für die Betroffenen von rechtem Terror kaum unterschied, fiel nur wenigen Beobachtern auf. Einer von ihnen war der amerikanische Reporter Carleton Beals, der 1928 den Partisanengeneral Augusto Sandino in dessen Guerilla-Camp interviewte. In seinem Buch »Banana Gold«, während der sandinistischen Revolution Pflichtlektüre in Nicaragua, schreibt Carleton Beals:

»Kurioserweise stimmt die Denkstruktur eines nordamerikanischen Imperialisten mit der eines südamerikanischen Kommunisten weitgehend überein. Beide schwimmen in einem Meer von Irrealitäten. In Nicaragua oder Haiti braucht der Imperialist die politische Realität nicht zu berücksichtigen, weil er dort die Macht hat. Der Kommunist dagegen braucht sich um die politische Realität der USA nicht zu kümmern, weil er dort keine Macht hat. Der eine kämpft für das Wohlergehen der Menschheit, der andere für die Modernisierung unterentwickelter Länder. Beide glauben an einen Fortschritt, der sich in Form von Schulen und Hospitälern, Glühbirnen und Automobilen ausdrückt, und beide maßen sich das Recht an, fremden Völkern mit Gewalt ihre Ideale aufzuzwingen.«

I. HAITI UND KEIN ENDE DER GEWALT

»Haiti is the best nightmare on earth ... «
Herbert Gold

Ein See ohne Namen oder die hundert Tage des Gérard Latortue

Juli 2004

Der Pilot signalisiert mit hochgestelltem Daumen, daß der Hubschrauber startklar ist, und ich laufe im vorgeschriebenen Winkel von 45 Grad auf die Einstiegs Luke zu, zwänge mich auf den schmalen Sitz, lasse den Sicherheitsgurt einrasten und stülpe den Kopfhörer über, aus dem unverständliche Befehle gellen. Unter uns liegt der Inlandsflughafen von Port-au-Prince, von dem aus im Zehnminutentakt Transporthubschrauber und Kleinflugzeuge starten, um UN-Soldaten und humanitäre Helfer in entlegene Landesteile zu befördern. Am Rand des Rollfelds sind rostige Büro-Container aufgereiht, Überbleibsel der US-Militärintervention vom Herbst 1994, die als Ersatzteillager und Reparaturwerkstätten dienen. Zehn Jahre nach Landung der Marines steht erneut ein Großeinsatz auf dem Programm, diesmal unter Federführung der Vereinten Nationen: Brasilien übernimmt das Kommando der Blauhelme, während Frankreich und die USA ihre beim Sturz des Präsidenten Aristide nach Haiti entsandten Truppen von dort wieder abziehen.

Wir überfliegen einen mit NATO-Draht eingezäunten Fahrzeugpark: Lastwagen, Jeeps und Landrover internationaler Organisationen, von Militärpolizisten bewacht. Eine Bäuerin reitet an dem Sandsackverhau vorbei; beim Anblick der bewaffneten Posten spornt sie ihren Esel zu größerer Eile an. Unter uns jetzt ein ausgetrocknetes Flußtal, das an Stelle von Wasser nur Sand und Steine führt; steile Berghänge, in die Erdrutsche klaffende Wunden gerissen haben. Beim Anflug wird ein lehmgelber Wasserlauf sichtbar, in dem LKW-Fahrer ihre

Autos waschen; zwischen Geröllhalden und Schlammlawinen bahnt sich der über die Ufer getretene Fluß ein neues Bett. Haiti ist ein ökologisches Katastrophengebiet, und erst aus der Vogelperspektive wird das Ausmaß der Zerstörung sichtbar. Anders als die benachbarte Dominikanische Republik, die ihre Waldgebiete schützt und systematisch aufforstet, ähnelt Haiti einer Mondlandschaft. Die Bergwälder wurden abgeholzt und zu Bauholz oder Holzkohle verarbeitet, und sturzbachartiger Regen spült die fruchtbare Erde ins Meer, wo sie Korallenriffe und Strände mit Schlick überzieht. *Lavalas* ist das kreolische Wort für Erdrutsch oder Überschwemmung: Ironischerweise hieß so die Massenbewegung, die den Befreiungstheologen Jean-Bertrand Aristide aus den Slums in den Regierungspalast katapultierte – und wieder hinaus. »Lavalas bedeutet nichts Gutes«, meint Jean-Claude Bajeux, Menschenrechtsaktivist und Kulturminister im ersten Kabinett Aristide, zu dem er frühzeitig auf Distanz ging: »Aristide war kein Befreiungstheologe, sondern ein skrupelloser Machtpolitiker und Pate des Medellinkartells, der seine wahren Absichten hinter populistischer Demagogie verbarg. Nach seinem Abgang bleibt, wie bei einer Überschwemmung, nur übelriechender Schlamm zurück.«

Die Metapher ist wörtlich zu nehmen, denn wir sind unterwegs nach Mapou, einem Dorf im Grenzgebiet zur Dominikanischen Republik, das durch sintflutartigen Regen von der Außenwelt abgeschnitten worden ist. Unter uns ein mit Felstrümmern übersätes Hochplateau, überragt vom umwölkten Massiv des *Morne la Selle*, mit 2700 Metern höchster Gipfel des Landes, dessen Relief ein britischer General einst mit zusammengeknülltem Packpapier verglich. Nach halbstündigem Helikopterflug kommt die Südküste Haitis in Sicht. Wir überqueren eine von schroffen Felsen umrahmte Bucht, gleiten im Sinkflug über einen See, dessen giftgrünes Wasser die Abluft der Rotoren